

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Luise Rinser**  
**Martins Reise**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## *Der fremde Hund*

Es war einmal ein wunderschöner Tag im Frühling. Die Sonne schien und die Vögel sangen. Der Brunnen vor dem Bauernhof plätscherte. Es war kein großer Bauernhof, aber auch kein ganz kleiner. Er war so, wie alle Bauernhöfe im Berchtesgadnerland sind, wenn sie nicht unten im Tal liegen, sondern hoch an den Berghängen: das Erdgeschoß schneeweiß gekalkt, das Obergeschoß aus Holzbalken gezimmert, die vor Alter grau und braun geworden sind. Das Dach war mit Schindeln gedeckt und auf den Schindeln lagen große Steine, damit der Wind sie nicht fortwehen konnte. Der Wind ging nämlich hier oben oft recht kräftig. Das konnte man an den alten Bäumen sehen, die rings um das Haus standen. Stämme und Äste waren alle nach einer Seite gebogen und zwar nach der Ostseite, denn von Westen her kamen die wilden Winde. Aber an dem Tag, an dem unsere Geschichte beginnt, merkte man nichts davon, wie rau und kalt es noch ein paar Wochen vorher hier oben gewesen war. Da und dort freilich in den Rinnen und Tälern, in die die Sonne nicht scheinen konnte, lag noch Schnee, und die hohen Berge, die hinter dem Haus aufstiegen, waren noch mit Eis und Schnee bedeckt, und mancher Berg bleibt wohl das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schnee bedeckt. Aber auf den Wiesen blühten schon Krokusse, weiß, gelb und lila. Es war so warm, daß die Hühner begannen, sich eine Grube im warmen Sand vor dem Kuhstall zu scharren, um darin zu schlafen.

Die Bäuerin kam aus dem Haus und stand eine Weile auf der Türschwelle, gerade unter dem Türbalken, in dem die Buchstaben eingeschnitzt waren: 1708 M. + A. R. 1708, das war das Jahr, in dem das Haus gebaut worden war. So alt war es schon, mehr als 200 Jahre. Und M. + A. R. das hieß Martin und Anna Ramsauer, und dies waren die Namen der Ur-Ur-Ur-Großeltern des Jungen, nach dem die Bäuerin Ausschau hielt. Der Junge aber war nicht zu sehen.

„Martin“, rief die Frau. „Martin, Martin, Martin“, rief es von allen Seiten. Das war der Widerhall von den Felswänden her. Aber soviel auch die Mutter und der Widerhall riefen, unser Junge kam und kam nicht zum Vorschein. Die Mutter seufzte und blickte sorgenvoll, als sie unverrichteter Dinge wieder ins Haus ging.

Martin war gar nicht so weit weg gewesen, daß er die Rufe der Mutter hätte überhören können. Er hockte im Hühnerstall und wartete, bis das große weiße Huhn, das er eingesperrt hatte, sein Ei gelegt haben würde, denn er trank für sein Leben gerne rohe Eier aus. Aber das Huhn wollte nicht, es lief nur herum und gackerte und wollte wieder hinaus. Martin fing es und drückte es, aber es half nichts, das Ei wollte und wollte nicht kommen. Da packte es Martin und riß ihm seine schönsten Federn aus. „So“, sagte er, „das ist dafür, weil du kein Ei gelegt hast.“ Dann warf er es zum Fenster hinaus und ging aus dem Hühnerstall. Er saß eine Weile rittlings auf dem Zaun und blinzelte mißlaunig in die Sonne. Er hatte Schulferien und wußte nicht, womit er den lieben langen Tag totschiagen sollte. Da kam die schwarze Katze Murr über den Hof, setzte sich in die Sonne, putzte sich und rollte sich zu einem Nachmittagsschläpfchen zurecht. „Warte“, dachte der Junge, „du kommst mir gerade recht.“

„Muz, Muz, Muz“, lockte er. Aber die Katze schaute nicht einmal nach ihm hin. „Muz, Muz“, lockte er noch einmal.

Die Katze rührte sich nicht. Da sprang der Junge vom Zaun und ging auf sie zu: „Hör mal, Murr, alte Mieze, wollen wir nicht zusammen spielen?“

Die Katze tat, als ob sie schlief. Sie dachte: „Mit dir spielen? Ich danke schön. Das kenn ich. Es beginnt mit Schöntun und Mieze hin und Murrli her, und es dauert nicht lang, da hast du es satt und beginnst mich zu plagen, und ich soll den Wagen ziehen, oder ich werde in die Holzkiste gesperrt oder in einen Sack gebunden und an den Baum gehängt. Es ist besser, ich lasse mich mit dir nicht ein.“

Freilich wäre es das Klügste gewesen, sich beizeiten fortzumachen. Aber die Sonne schien so warm auf ihren Pelz und sie war viel zu faul, um sich zu rühren, doch sie ließ für alle Fälle das eine Auge einen Spalt weit offen und beobachtete den Jungen. Es schien, als habe er die Katze Murr vergessen, denn er spielte Fußball mit einem leeren alten Blechtopf. Dagegen hatte die Katze nichts einzuwenden, wenngleich das Geklapper sie in ihrer Nachmittagsruhe störte. Bald aber schlief sie wirklich ein. Sie war keine junge Katze mehr und ihre Ohren hatten schon viel von ihrer Schärfe eingebüßt. So kam es, daß sie nicht hörte, wie der Junge auf sie zuschlich. Er trug hinterm Rücken einen leeren Blechtopf, den er an einen Strick gebunden hatte. Die Katze wachte erst auf, als er dicht vor ihr stand, und da war es schon zu spät. Der Junge hatte die Schnur an ihren schönen langen Schwanz gebunden, und als die Katze aufsprang und fortlief, da klapperte der Blechtopf hinter ihr her. Es ist kein Spaß, mit einem Blechtopf am Schwanz herumzulaufen, das dürft ihr glauben. Die Schnur verwickelte sich und blieb da und dort hängen und wenn die Katze dann daran heftig zerrte, schien es ihr jedesmal, als bliebe der ganze Schwanz am Hindernis hängen, und sie miaute kläglich. Außerdem machte der Blechtopf einen entsetzlichen Lärm, und Lärm können

Katzen um die Welt nicht ausstehen. Der Junge aber stand da und lachte aus vollem Halse über die verzweifelten Sprünge der armen Katze. Als sie sich endlich in den Stall verkrochen hatte, setzte sich der Junge auf den Brunnentrog. Das war ein ausgehöhlter Baumstamm; in den floß aus einem hölzernen Rohr das klare Wasser, wie es aus den Bergquellen kommt. Der Junge blickte um sich, wen er nun ärgern könnte. Da sah er die braunen, schwarzen und weißen Hühner, die sich in den warmen Sand eingegraben hatten und schliefen. Er hielt die Hand an das Brunnenrohr und lenkte probeweise kleine Wasserstrahlen hierhin und dorthin und endlich einen kräftigen Strahl auf die Hühner. Sie sprangen auf und schüttelten die nassen Federn und zeterten; es war eine fürchterliche Aufregung.

Nun hatte der Junge genug und trollte sich in die Scheune, grub sich ein Nest in das letzte Winterheu und verschlief da den Nachmittag.

Als er erwachte, verspürte er Hunger. Er gähnte so laut, daß die Fledermäuse davon erwachten, die ihren Winterschlaf kopfunter an einem Dachbalken hängend gehalten hatten. Der Junge, der sich vor nichts fürchtete, wollte sie fangen, aber sie flatterten durch die offene Scheunentür hinaus ins Freie. Der Junge lief ihnen nach. Aber als er vor das Haus kam, sah er etwas, worüber er die Fledermäuse und sogar seinen Hunger vergaß. Auf der schmalen steinigen Straße, die den Berg hinaufkletterte, kam ein Fuhrwerk daher. Es war von zwei Maultieren gezogen, denn Pferde haben die Bergbauern nicht. Maultiere passen auch viel besser ins Gebirge als Pferde. Sie sind klein und kräftig, sie können klettern und große Lasten tragen und es macht ihnen gar nichts aus, wenn es stürmt und wettört. Sie halten viel mehr aus, als die Pferde, die sich leicht eine Erkältung holen. Überall im Gebirge halten die Bergbauern diese graubraunen

geduldigen Tiere. Für unsern Jungen war das nichts Neues. Er kannte die beiden Maultiere recht gut, die da den steilen Weg heraufkamen. Es waren seines Vaters Maultiere und neben dem kleinen Fuhrwerk ging sein Vater. Er kam vom Markt in Berchtesgaden und hatte den Wagen vollgeladen mit Säcken, Körben und Kisten. Die Bergbauern können nicht mal schnell in den nächsten Laden laufen und einkaufen. Sie haben oft ein oder zwei Stunden zu laufen bis ins nächste Dorf, da besorgen sie gleich alles für drei oder vier Wochen auf einmal, was sie brauchen. Auch das war dem Martin nichts Neues. Aber was da hinter dem Wagen dreinlief, das war höchst sonderbar. War das nicht ein Hund? Wem gehörte der wohl? Martin kniff die Augen zusammen und schaute scharf hin. Ja wahrhaftig, es war ein Hund. Er lief hinter dem Vater drein, als wüßte er nichts anderes und als müßte das so sein. Martin wäre gerne dem Vater entgegengerannt, aber da fiel ihm ein, daß er am Morgen dem großen Wollschaf Kopf und Hals kahlgeschoren hatte, wofür er sicher vom Vater Prügel bekommen würde, denn das hatte ihm die Mutter verheißen. Er stand eine Weile und kaute an einem Strohalm. Aber dann hielt er es nicht mehr aus vor Neugierde. Er lief wie der Wind den Berg hinunter und rief: „Vater, wo bringst du den Hund her? Gehört er uns?“

„Tja“, sagte der Vater, „ich weiß nicht recht. Er ist mir zugelaufen auf dem Weg und wollte nicht mehr fort von mir.“

„Oh, Vater, behalt ihn, schick ihn nicht fort.“

„Er gehört aber sicher jemand. Wir müssen ihn in der Zeitung ausschreiben lassen. Bis der kommt, dem er gehört, mag er hierbleiben.“

„Ja, ja. Und vielleicht kommt der gar nie, dem er gehört, und dann bleibt er für immer hier.“

Martin blickte zu seinem Vater auf. Der aber machte

plötzlich ein Gesicht, wie es der Junge gar nicht liebte, und es war zu sehen, daß er etwas Unangenehmes zu hören bekommen würde. Und schon sagte der Vater: „Eigentlich sollte ich den Hund gar nicht mitgebracht haben, denn du wirst ihn nur quälen, wie du es mit allen anderen Tieren machst.“

Martin senkte den Kopf und schielte nach der Stalltür, hinter der das Wollschaf mit dem geschorenen Kopf und Hals war, und die Katze, die noch immer den Blechtopf am Schwanz hatte. Der Vater fuhr fort: „Das sag ich dir: wenn du den Hund quälst, dann sollst du etwas erleben, woran du lange denken wirst.“

Das klang so drohend, daß es unserm Jungen ganz kalt über den Rücken lief.

„Nein, nein“, sagte er kleinlaut, „ich werde ihn nicht quälen.“

„Wir wollen sehen“, antwortete der Vater. Während sie das letzte steile Stück des Wegs hinauffuhren, ging Martin neben dem Hund. Es war ein großer grau und brauner Schäferhund. Man konnte sehen, daß es ein schöner Hund war, wenngleich er ein wenig zerzaust und verwildert war. Sein rechtes Ohr war zerfetzt und hing in Zotteln herab.

„Na du“, sagte der Junge und kraute ihn am Hals, „du hast wohl gerauft, wie? Sieh dir mal dein Ohr an? Ist das ein Ohr, wie es ein ordentlicher Hund hat? Das ist ein Zottelohr. Schämst du dich nicht?“

Der Hund hob den Kopf und schaute den Jungen an, daß es dem ganz unbehaglich zumute wurde. Es schien, als hätte er das Maul ein wenig verzogen, wie wenn er spöttisch lachen wollte; dabei peitschte er mit dem langen buschigen Schwanz die niedrigen Latschensträucher am Weg.

„Ho, ho“, sagte Martin, „du bist ein sonderbarer Hund, du lachst ja. Lachst du mich aus?“ Aber der Hund machte

schon wieder ein Gesicht wie alle Hunde, und es war nichts Unheimliches mehr an ihm. Er ließ sich streicheln und zausen und trottete brav neben dem Fuhrwerk her. Als sie alle zusammen über den Berg heraufgekommen waren und in den Hof einfuhren, machte sich unser Junge aus dem Staub. Er dachte nämlich daran, daß die Mutter nun dem Vater die Sache mit dem geschorenen Schaf erzählen würde und daß es Prügel gäbe. Da wollte er vorerst lieber nicht dabei sein. Er drückte sich um die Hausecke und vertrollte sich in den Garten. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er dort in einem Haselbusch eine Vogelschlinge gelegt hatte. „Ich will einmal sehen, ob sich ein Vogel gefangen hat“, dachte Martin. Richtig: ein kleiner Bergfink war ins Garn gegangen. Die Schlinge hatte sich um sein Füßchen gelegt und hielt ihn fest. Der kleine Vogel war schon halbtot vor Angst. Da geschah etwas, was Martin nicht gleich begriff, so schnell ging es vor sich: der große Hund war plötzlich da, lief auf die Vogelschlinge zu und, schnapp, hatte er die Schnur zerbissen, und der kleine Vogel flatterte auf und davon. Der Hund blieb neben der Schlinge stehen, wedelte mit dem Schwanz und schaute, als ob er von nichts wüßte. Das war unserm Jungen zuviel. Er wurde rot vor Zorn im Gesicht, riß eine Gerte vom Haselstrauch und ließ sie auf den Hund niedersausen, daß sie nur so pfiff. Der Hund rührte sich nicht. Es war, als ob er es gar nicht spüren würde. Das brachte unsern Jungen noch mehr in Wut. Er nahm große Steine und warf sie nach dem Hund. Aber es war sonderbar: kein einziger Stein traf, alle flogen sie an ihm vorbei. Als Martin endlich ganz erschöpft war vor Zorn, mußte er sehen, daß der Hund lachte. Es war kein Zweifel, er lachte unsern Jungen aus.

„Du hergelaufenes Vieh, du zottliges! Du Hungerleider, du Streuner, du Bettelhund!“ schrie Martin, „sieh zu, daß du dich fortscherst von hier!“ Das ließ sich der Hund nicht

zweimal sagen. Er machte kehrt und lief durch den Garten, lief durch den Hausanger, sprang über den Zaun und verschwand. Als Martin ihn nicht mehr sehen konnte, reute es ihn, daß er den Hund fortgejagt hatte. Schon so lange hatte er sich einen Hund gewünscht und nun war endlich einer auf den Hof gekommen und er hatte ihn gleich wieder vertrieben. Da hörte er ihn bellen. Das Bellen klang laut und deutlich zu unserm Jungen herauf. Er mußte gar nicht weit weg sein. Als er näher zum Zaun ging, sah er gar nicht weit weg den Hund stehen. Er hatte die Vorderpfoten auf einen der Felsblöcke gelegt, wie sie da überall herumlagen, wedelte mit dem langen Schwanz und sah ganz so aus, als wollte er sagen: „Komm her, ich warte auf dich.“ Martin kam langsam näher und wußte nicht recht, was er von der Geschichte halten sollte. Als er endlich so nah herangekommen war, daß er den Hund beinahe am Halsband fassen konnte, machte der einen Satz und rannte davon. Aber er lief nicht weit. Mitten auf der Wiese blieb er stehen, schaute schweifwedelnd um und schien zu warten. Martin ärgerte sich, daß er nicht rasch zugefaßt hatte. „Warte“, dachte er, „wenn ich dich erwische, halte ich dich fest und hänge dich zuhause an die Kette. Dann lauf weg, wenn du kannst.“ Er lief über die Wiese und stand so dicht neben dem Hund, daß er schon sein Halsband berührte. Aber ehe er fest zupacken konnte, tat der Hund einen Sprung rückwärts und rannte weiter. Am Waldrand unter den kahlen Ahornbäumen blieb er stehen, wedelte und wartete. Unser Junge stand sprachlos. Dann versuchte er es im Guten.

„Komm Zottelohr“, rief er, „ich gebe dir eine Schüssel Milch mit Brotbrocken. Komm, komm schön her.“ Aber der Hund kam nicht, soviel er auch lockte. Da blieb dem Martin nichts anderes übrig, als ihm von neuem nachzulaufen. Diesmal kam er dem Hund so nahe, daß er ihn am Halsband

fassen konnte. „Na also“, sagte er, „da hab ich dich ja.“ Doch kaum hatte er das gesagt, hatte der Hund sich losgerissen und war schon im Wald verschwunden. Wenn unser Junge klug gewesen wäre, dann hätte er vorher schon merken müssen, daß der Hund ihn zum Narren hielt und daß es das Beste wäre, ihn laufen zu lassen und heimzukehren.

Aber nun war etwas in ihn gefahren, er wußte nicht, was es war; er merkte nur, daß er nicht mehr umkehren konnte. Ob er wollte oder nicht, er mußte und mußte dem Hund nachlaufen. Schon sah er sein Vaterhaus ganz klein oben auf dem Berghang liegen, so weit war er gelaufen. Und nun mußte er noch weiter und immer weiter. Er kam in den Wald aus Ahorn, Fichten und Buchen, der den ganzen Berg bedeckte, bis hinunter ins Tal. Immer klang das Gebell des Hundes zu ihm herauf. Zuweilen sah er ihn zwischen den Bäumen auftauchen und wieder verschwinden. Die Jagd wurde immer wilder und autregender. Die welken braunen Blätter vom vorigen Jahr raschelten und stoben, wo die beiden liefen. Als sie endlich den Wald durchquert hatten, blieb Martin überrascht stehen. Er fand sich am Rand einer steilen, nackten Felswand und als er sich darüber beugte, sah er senkrecht unter sich das dunkelgrüne Wasser eines Sees. Als er aufblickte, sah er, daß dieser See rings von hohen steilen Felsbergen eingefaßt war. Da erkannte er, daß er bis an den Königsee gekommen war. Er war schon oft an diesem See gewesen, aber noch nie war das Wasser so unheimlich dunkel gewesen, die Berge noch nie so furchtbar hoch und die Wälder, die in den Felsenrinnen hinaufkletterten, noch nie so schwarz wie an diesem Tag. Die Sonne war untergegangen und es wurde rasch Abend. Ein kalter Wind wehte von den Schneebergen herunter, und vom Wasser stieg der feuchte Nebel wieder auf. Es sah alles rings umher so drohend aus, daß es unserm Jungen bang ums Herz wurde. Er

kam sich ganz verlassen vor in dieser Einöde. „Ich will schnell nach Hause gehen“, sagte er sich, „der fremde Hund mag meinerwegen fortlaufen, wohin er will.“ Er begann rasch fortzugehen in der Richtung, in der sein Elternhaus liegen mußte. Aber es war wie verhext an diesem Abend: wenn er hundert Schritte gegangen war und ganz sicher meinte, den Berg hinaufgestiegen zu sein, so stand er auf einmal wieder am See und jedesmal war das Wasser noch dunkler geworden, bis es zuletzt schwarz wie Tinte war. Inzwischen war es auch schon später Abend geworden. Unser Junge fror und hungerte, und obwohl er schon zehn Jahre alt und sonst recht frech und waghalsig war, so hatte er nun ganz einfach Angst. Am liebsten hätte er sich hingesetzt und losgeheult.

Da stuppste ihn auf einmal etwas Weiches und Warmes an der Hand. Er erschrak, aber es war bloß der Hund, der ihn mit seiner Schnauze gestoßen hatte.

„Was willst du denn?“ fragte unser Junge ärgerlich.  
Da begann der Hund ganz langsam gegen den Wald hin zu gehen. Dabei bellte er leise, als wollte er sagen: „Hier bin ich, komm, folge mir.“ Das Bellen klang so ganz anders als am Nachmittag, gar nicht mehr spöttisch und mutwillig, und unser Junge dachte: „Vielleicht weiß er den Weg nach Hause und will mich führen. Im übrigen ist das ganz in Ordnung: er ist schuld, daß ich von daheim fortgelaufen bin, er soll mich auch wieder zurückbringen.“ Unser Junge folgte dem Hund durch den stockfinstern Wald. Er stolperte im Dunkeln über dicke Baumwurzeln, stieß mit der Nase an Bäume und moosige Felsstücke und riß sich Arme und Beine blutig an den Dornen. Der Weg wollte und wollte kein Ende nehmen. Es war so finster, daß unser Junge seine eigene Hand nicht mehr vor den Augen sah. Sein Magen knurrte laut vor Hunger. Als er schon dachte, er käme in alle Ewig-